
Herder Korrespondenz

Heft 7
35. Jahrgang
Juli 1981

Hätten nicht die neuen Generationen unaufhörlich gegen die ererbte Tradition revoltiert, würden wir noch heute in Höhlen leben; wenn die Revolte gegen die ererbte Tradition einmal universell sein würde, werden wir uns wieder in den Höhlen befinden.

Leszek Kotakowski

Mit Traditionen leben

Für die moderne Gesellschaft ist seit der Aufklärung ein *zwiespältiges Verhältnis zur Tradition* konstitutiv. Vereinfacht gesagt war es ein und dieselbe Entwicklung, die einerseits zur Ausbildung eines historischen Bewußtseins und einer immer weiter verästelten Geschichtsforschung führte und andererseits die Infragestellung oder Auflösung so gut wie aller vorgegebenen Traditionen beförderte und damit die Selbstverständlichkeit der Größe Tradition überhaupt erschütterte. Daran hat sich grundsätzlich bis heute nichts geändert. Auch die zahlreichen Verlegenheiten und Probleme, die unseren gegenwärtigen Umgang mit der kulturellen oder religiösen Tradition kennzeichnen, sind von der genannten Ambivalenz geprägt.

Zum einen ist das auch einem breiten Publikum verfügbare *Angebot* an wissenschaftlich rekonstruierter und populär aufbereiteter Vergangenheit inzwischen fast nicht mehr zu überschauen: Keine noch so entlegene Provinz der abendländischen Musikgeschichte, von deren Werken keine Schallplattenaufnahmen existierten, kein antikes Volk von den Hunnen bis zu den Hethitern, dem nicht mehr oder weniger solide Sachbücher gewidmet worden wären. Zeugnisse der Vergangenheit einer Region oder eines Berufszweigs werden in einer immer größer werdenden Zahl von Museen gesammelt. Über die Vergangenheit des eigenen Kulturkreises hinaus sind auch die Traditionszeugnisse anderer Hochkulturen in breitem Umfang zugänglich.

Je mehr Geschichte allerdings verfügbar und je perfektionierter sie aufbereitet wird, desto *beliebiger* wird sie auch. Solche Beliebigkeit färbt auch auf den Umgang mit lange Zeit fast selbstverständlichen Traditionsbeständen ab. Statt daß beispielsweise in der Schule ein fest umrissener literarisch-historischer Bildungskanon von Generation zu Generation weitervermittelt wird, muß jeder einzelne Gegenstand erst auf seine Notwendigkeit und Angemessenheit befragt und durch curriculare Anstrengungen legiti-

miert werden. Zwar gibt es durchaus Strömungen, die sich angesichts der Nivellierungstendenzen der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation gegen einlinige Trends zur Emanzipation von der eigenen Herkunftsgeschichte und von normativen kulturellen Traditionen wenden. Man sucht sich z. B. seiner geschichtlich gewachsenen Identität zu vergewissern in einem oft diffusen Interesse an Regional- und Lokalgeschichte, an Brauchtum und Dialekt. Mit der noch erhaltenen historischen Substanz von Städten wird zunehmend vorsichtiger umgegangen. Dennoch bleibt es oft bei einer so pathetischen wie letztlich hilflosen Beschwörung unselbstverständlich gewordener Werte und Traditionen, an die man wieder anknüpfen möchte, obwohl man nicht so recht weiß, wie das denn anzustellen sei. Weithin wird Tradition auch nur noch *ästhetisch rezipiert* und damit zum bloßen, letztlich beliebig austauschbaren Konsumartikel: Sie wird veranstaltet, dadurch aber noch lange nicht auch produktiv verarbeitet oder verstanden. Die großen *Ausstellungen* der letzten Jahre, oft als Belege für wieder steigendes Interesse an der Geschichte strapaziert, lieferten dafür reichlich Anschauungsmaterial. Ob es um die Stauer oder die Wittelsbacher oder gar um Tut-Ench-Amun geht, die prachtvollen oder auch kurios anmutenden Zeugnisse einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit werden bestaunt, ohne daß daraus auch schon neue Impulse für das Bemühen um historische Kontinuität und Identität erwachsen.

Die Kirche ist keine Insel

Blickt man angesichts solcher Verlegenheiten auf die *Kirchen*, scheint sich zunächst ein eher günstiges Bild zu ergeben. Schließlich sind es ja die Kirchen, in denen trotz aller Schwierigkeiten und Brüche Traditionen noch weit stärker als in anderen Bereichen hochgehalten werden und

Traditionen nicht nur dem Anspruch, sondern durchaus auch der Wirklichkeit nach präsent sind, weitergetragen und gelebt werden, wobei hier dem Katholizismus gegenüber dem Protestantismus nochmals ein deutliches Plus zukommt. Während Burgen und Schlösser zu Museen geworden oder sonst zweckentfremdet sind, wird in mittelalterlichen und barocken Kirchenräumen noch immer Gottesdienst gefeiert. Die Kirchen bewahren in ihrer Liturgie, in Liedern und Gebeten, in Ritualen und Symbolen nicht nur Traditionen von der Spätantike bis zur Gegenwart auf, sondern sie versuchen auch die überlieferten Formen und Bestände in ihre gegenwärtigen Lebensvollzüge zu integrieren. Während sonst sich kaum noch jemand freiwillig auf ein Barockgedicht einlassen wird, überdauert die Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts immerhin in den Gesangbüchern. Rituale, die in modernen Demokratien längst obsolet geworden sind, haben noch ihren Platz im Raum der Kirche und werden dort mehr oder weniger selbstverständlich vollzogen.

So ist es auch kein Wunder, daß man in der *Gesellschaft* die Kirchen nicht nur als Verwalter von Grundwerten und als Ort der Vermittlung ethischer Normen für den einzelnen schätzt, sondern auch als Institutionen, in denen Tradition in vielerlei Formen aufbewahrt wird und sich oft genug von außen stärkere Widerstände gegen wirkliche oder vermeintliche Traditionsbrüche in der Kirche regen als von den engagierten Gemeindegliedern selber. In vergleichbarer Weise hat man sich allerdings auch schon in der Restaurationsepoche des letzten Jahrhunderts nach den massiven revolutionären Umbrüchen auf die Kirche als Traditionsträger besonnen, ohne ihr damit letztlich einen allzugroßen Dienst zu erweisen. Spätestens eine solche Parallelisierung muß stutzig machen; sie zwingt dazu, über das Bild von den Kirchen als glücklichen Inseln im Meer einer allgemeinen Traditionsvergessenheit hinauszufragen.

Zunächst ist nicht zu übersehen, wie sehr die Kirchen in ihrem Umgang mit der eigenen Geschichte in Lehre, Liturgie und Frömmigkeit von allen Problemen mitbetroffen sind, die sich im Verhältnis zur Vergangenheit gegenwärtig stellen, nicht zuletzt, weil sie am wenigsten auf Tradition einfach verzichten können. Vieles von dem, was an Überliefertem in den Kirchen noch gepflegt wird, sei es verbindlich vorgeschrieben, sei es in der privaten Frömmigkeit, ist vielen ihrer Glieder mehr oder weniger fremd geworden, ist oft mehr Fassade als gelebte Wirklichkeit. Das betrifft nicht nur Kleinigkeiten, um die zu streiten es sich nicht lohnen würde. Auch mit Traditionselementen, die für ihre Identität unverzichtbar sind, tun sich die Kirchen unter den gegenwärtigen Bedingungen oft schwer: Das läßt sich nicht zuletzt an großen *Jubiläen* wie dem der *Confessio Augustana* zeigen, die ja allemal Anlässe sind, bei denen der Umgang mit Tradition und seine Probleme eigens thematisiert werden. Gerade dabei zeigen sich deutlich die *Spannungen* zwischen der historischen Rückfrage, die vor allem den Abstand zur Gegenwart und die Probleme einer gegenwärtigen Aneignung angesichts der späteren Entwicklung hervortreten läßt, der dagegen oft

bewußt naiv-unhistorisch verfahrenen Feier durchgehaltener Identität und ununterbrochener Kontinuität und den Bemühungen um Aktualisierung traditioneller Bekenntnisaussagen. Auch wenn man sich in der Kirche nie einfach naiv mit der überkommenen Tradition identifiziert hat, solche Spannungen machen doch die *spezifischen Schwierigkeiten unserer Situation* deutlich. Sie haben vor allem damit zu tun, daß sich in den letzten zweihundert Jahren das Verhältnis der Kirche zu ihrer Geschichte sowohl durch Anstöße von außen wie durch ihre je nach Konfession recht unterschiedliche Verarbeitung im inneren grundlegend verwandelt und sich dadurch ein sehr viel breiteres Spektrum an Möglichkeiten ausgebildet hat, sich auf Tradition zu beziehen und sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Neben die trotz aller Wandlungen gelebte Kontinuität in Liturgie, Recht, Lehre und Frömmigkeit trat die nacheinander alle Bereiche gleichermaßen erfassende *historisch-kritische Rückfrage*. Dadurch wurden andere, für die Identität der Kirche und die Kontinuität ihres Lebens wichtige Weisen des Umgangs mit der Tradition zwar nicht einfach eliminiert, wohl aber wurden alle Überlieferungsbestände durch die exegetische, dogmen- und kirchengeschichtliche Forschung zumindest kritisch auf ihre Bedeutung und auf die Berechtigung ihrer normativen Geltung hin befragt. Damit mußten sich die in der gesamten Geschichte der Kirche notwendigerweise immer wieder verhandelten *Grundfragen* nach dem Verhältnis von Identität und Wandlungsmöglichkeiten, von Traditionsgebundenheit und je neuer Aktualisierung verschärft stellen, wenn auch in sehr verschiedenen Formen und mit unterschiedlicher Intensität.

Zu solchen Grundfragen kamen und kommen die *konkreten Schwierigkeiten*, die sich nicht nur aus dem faktisch nicht mehr rückgängig zu machenden Nebeneinander der unterschiedlichen Weisen des Umgangs mit der Tradition in der Kirche ergeben, sondern auch aus der ständig anzutreffenden, fast unvermeidbaren *Vermischung* von allgemeinen traditionskritischer oder -freundlicher Argumentation einerseits und spezifisch kirchlich-theologischen begründeten Veränderungs- oder Bewahrungsforderungen andererseits: Das Argument, in der Kirche müsse sich schon allein deswegen auf den verschiedensten Gebieten etwas ändern, weil man überall sonst auch von Tradition und Reform in der Kirche wie der Hinweis darauf, die Kirche dürfe gerade deshalb nichts verändern, weil sonst noch der letzte Hort von Tradition, Identität und Kontinuität beschädigt werde. In den Diskussionen über die Liturgiereform, über neue Gesangbücher und Bibelübersetzungen findet sich für solches oft verqueres Argumentieren reichlich Anschauungsmaterial.

Überwundene und neue Verkrampfungen

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß das Klima in der Kirche in verschiedener Hinsicht wieder *traditionsfreund-*

licher geworden ist. Das hat seine Gründe: es hat sich beispielsweise gezeigt, daß das grundsätzlich berechnete Argument, dieses und jenes könne eigentlich ohne Schaden für Substanz und Wesen der Kirche geändert oder aufgegeben werden, dann an Grenzen stößt, wenn Veränderungen nur abstrakt-formal eingefordert und dabei identitätsverbürgende Momente von Tradition zu gering eingeschätzt werden. Auch das so legitime wie notwendige Bemühen, die Geschichte einmal *gegen den Strich zu bürsten* und gegenüber der kanonisierten Tradition Entwicklungen und Gestalten in den Vordergrund treten zu lassen, die im bisherigen Geschichtsbild als Störenfriede galten oder totgeschwiegen wurden, hat sich vielfach totgelaufen: Es schafft zwar Distanz gegenüber nur vermeintlichen Selbstverständlichkeiten, kann aber in seinem Gestus des Entlarvens leicht steril werden. Ein Drittes: Auch das wiederum notwendige und lobenswerte Unterfangen, durch die vielen, zum Teil fragwürdig gewordenen Traditionen zum *Ursprung* der christlichen Botschaft, der Verkündigung Jesu oder der urchristlichen Gemeindestrukturen durchzustoßen, krankte oft daran, daß der Ertrag der Wirkungsgeschichte zu wenig beachtet und damit letztlich nicht nur der Wert der Tradition, sondern auch die Probleme des Traditionsbruchs selbst gegenüber den ersten Zeugnissen des Glaubens unterschätzt wurde. Schließlich haben ja gerade auch Theologen, die sich intensiv auf die Auseinandersetzung mit der modernen Gesellschaft einließen, den *Wert von Tradition*, wenn auch in einem noch sehr allgemein-abstrakten Sinn, wieder hervorgehoben. Bei J. B. Metz ist beispielsweise zu lesen, Theologie müsse ein Interesse daran haben, über die Geschichtslosigkeit des bürgerlichen Subjekts hinauszukommen.

So sehr man es begrüßen kann, wenn sich in der Kirche wie auch in der Gesellschaft einige *Verkrampfungen* im Verhältnis zur Tradition zu lösen beginnen, so sehr ist Vorsicht gegenüber *Irrwegen* geboten, die sich angesichts der veränderten Bedingungen leicht nahelegen können. Damit ist natürlich nicht ein schierer Traditionalismus gemeint, der sich in allen Konfessionen als eine zwar verständliche, aber unzulängliche Reaktion auf Veränderungen in Kirche und Gesellschaft in einzelnen Gruppen auch weiterhin am Leben erhalten wird, ohne darüber hinaus größere Wirkungen zu entfalten.

Eher ist daran zu denken, daß mancherorts im vermeintlichen Aufwind von Emanzipationsunlust und Identitätssuche *Fehlformen* im Umgang mit der Tradition im allgemeinen und damit auch mit einzelnen Traditionsbeständen stärker Platz greifen, die hinter den erreichten Stand der Einsicht in die Hinterfragbarkeit und die Ambivalenz von Tradition gerade in der Kirche zurückfallen. Sicher wird einem Satz wie dem, daß es kein Christsein ohne Tradition geben könne, gegenwärtig wieder mehr Plausibilität zubilligt, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Motiven. Nur wird dadurch noch nicht die Flucht nach vorn – und gleichzeitig nach hinten – zu einem Traditionsverständnis legitimiert, das sich geschichtlichen Spannungen und Brüchen gar nicht mehr wirklich stellt. Wird das Ver-

hältnis von Identität und Wandel im Blick auf die Tradition solchermaßen verkürzt, dann nimmt es nicht wunder, wenn man sich den Umgang mit der Geschichte durch ein Übermaß an *Apologetik* der eigenen Position erleichtert oder sie vor allem als Steinbruch dazu benutzt, um angesichts der schlechten Gegenwart die *laudatio temporis acti* anzustimmen – beides Verhaltensweisen, denen man in kirchlichen Verlautbarungen durchaus nicht zu selten begegnet.

Demgegenüber ist festzuhalten, daß die Spannungen zwischen den verschiedenen Modi, in denen die Kirche gegenwärtig mit ihrer Tradition umgeht, ausgehalten werden müssen und nicht überspielt werden sollten. Auch vor den Problemen, denen jeder Umgang mit kulturellen und religiösen Traditionen in unserer Gesellschaft ausgesetzt ist – unverbindliche Ästhetisierung, konsequenzlose Beliebigkeit, verbissen-kurzschlüssiges Aussteigen –, bleibt ja die Kirche in allen ihren Lebensbereichen nicht verschont.

Gelassenheit tut not

Notwendig wäre deshalb vor allem das noch intensivere Nachdenken über ein Wesen und Ursprung des christlichen Glaubens und seiner Geschichte angemessenen *theologischen Traditionsbegriff*, der dann auch die gesamte Praxis der Kirche als leitende Perspektive prägen müßte. Die grundlegende Einsicht, daß der Glaube einerseits notwendigerweise auf Tradition zur Sicherung von Kontinuität und Identität angewiesen ist, gleichzeitig aber ein großes und unverzichtbares Potential an traditionskritischen Einsichten enthält, wäre unter den gegenwärtigen Bedingungen produktiv zu entfalten.

Für den *konkreten Umgang* mit der vielfältigen Tradition in der Kirche wäre als Konsequenz daraus eine große Portion *Gelassenheit* anzuraten. Zu einer solchen Gelassenheit gehört beispielsweise der Mut zum möglichst unverstellten Blick auf die Geschichte mit all ihren Spannungen, Chancen und Brüchen, ohne apologetische Scheuklappen oder unnötige Voreingenommenheiten. Solche Gelassenheit könnte zur Folge haben, daß man einerseits dort auch auf liebgewordene Traditionen verzichtet, wo sie nicht mehr wirklich gelebt und neu angeeignet werden können – die Kirche darf ja keinesfalls zum Museum degenerieren, sondern muß gerade die Spannungen ihrer Ungleichzeitigkeiten auszuhalten versuchen –, daß man andererseits aber auch die oftmals unerwarteten Renaissance von Traditionen beispielsweise in den konkreten Ausdrucksformen des gelebten Glaubens aufmerksam ernst nimmt, ohne daraus gleich einen Beweis für überzogene Identitäts- und Kontinuitätsbehauptungen zu machen oder sie gleich der ganzen Kirche als Norm verordnen zu wollen. *Gelassenheit* dürfte eben keinesfalls mit *Beliebigkeit* verwechselt werden.

Mit einer solchen Grundhaltung hätten die Kirchen auch eine *Funktion für die Gesellschaft*, ohne daß man sie dort nur auf ihre Rolle als Traditionshüter festlegen könnte:

Sie könnten in ihrem Bereich und unter ihren spezifischen Voraussetzungen exemplarisch vorzuleben versuchen, wie auch sperrige Traditionen lebendig gehalten und produktiv gemacht werden können, ohne sie zu verklären oder zu überfordern. Sie wären dann ein Ort, an dem abgelesen werden könnte, daß es nicht nur die schlechte Alternative gibt, entweder doch aus aller Tradition auszuweichen und die Restbestände dem Museum zu überlassen oder sich ihr auf unehrliche Weise nochmals anzuliefern. Gerade wenn sich die Kirchen den Verlegenheiten und Schwierigkeiten des heutigen Umgangs mit Traditionen und mit der Tradition überhaupt wirklich stellen, könnten sie Lösungswege anbieten helfen, die zwar nicht einfach

auf andere Bereiche übertragbar sind – dazu hat der christliche Glauben einen viel zu sehr spezifischen Traditionsbezug –, die aber durchaus Modellfunktion haben könnten. Neben ihrem Grundauftrag, den Glauben als Möglichkeit des Menschen weiterzugeben, kommen den Kirchen in der modernen Gesellschaft auch andere, wenn auch mit der ersten an Gewicht nicht vergleichbare Aufgaben zu: Eine davon ist beispielsweise das Wachhalten der Wahrheitsfrage, die im bloßen Funktionieren ja oft genug unterzugehen droht, eine andere sicher die Erinnerung nicht einfach an den Wert von Tradition schlechthin, aber zumindest an die Bedeutung eines gelassenen Umgangs mit Traditionen.

Ulrich Rub

Vorgänge

Konzilsjubiläum: Besinnung auf das gemeinsame Bekenntnis

Das diesjährige Pfingstfest stand für die christlichen Kirchen weithin im Zeichen der 1600-Jahr-Feier des ökumenischen Konzils von Konstantinopel im Jahr 381, auf dem das allen Kirchen gemeinsame Nizäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis seine Form bekam, vor allem durch die Erweiterung des dritten Artikels über den Heiligen Geist. Die Feierlichkeiten und Erklärungen zum Jubiläum waren durchweg bestimmt vom Bemühen, einerseits das allen Konfessionen *gemeinsame Glaubensfundament* herauszustellen und andererseits durch die Besinnung auf das Bekenntnis dem Ziel der vollen *Einheit im Glauben* näherzukommen.

Zeichen für die Spannung zwischen angestrebter Einheit und bestehender Trennung war schon die Tatsache, daß Konstantinopel und Rom das Jubiläum getrennt begingen. Einerseits hatte Johannes Paul II. in seinem Schreiben vom 25. März (vgl. HK, Mai 1981, S. 261) Vertreter aller Bischofskonferenzen zu Pfingsten nach Rom eingeladen, andererseits war eine Einladung von Patriarch Dimitrios I. an alle Kirchen und Konfessionen zu den Feierlichkeiten in Istanbul vom 5. bis 7. Juni ergangen. Trotz dieser Doppelung wurde nicht gegeneinander, sondern miteinander gefeiert: Der

Vatikan war in Istanbul durch eine offizielle Delegation unter Leitung des Kurienkardinals *Maximilien de Furstenberg* vertreten, an den römischen Feierlichkeiten nahm eine Delegation des Ökumenischen Patriarchen teil, die von Metropolit *Damaskinos* angeführt wurde, der bei der Vesper am Pfingstamstag im Petersdom die Predigt hielt. Vertreter anderer christlicher Kirchen nahmen als Gäste nicht nur am Konzilsgedächtnis in Istanbul, sondern auch in Rom teil.

Johannes Paul II. hatte aus Anlaß des Jubiläums einen *Brief an Dimitrios I.* gerichtet, in dem er einerseits in Anknüpfung an Aussagen seines Schreibens an die Bischöfe vom 25. März betonte, daß die Lehre des Konzils von Konstantinopel Ausdruck des gemeinsamen Glaubens der ganzen Christenheit sei, andererseits aber auch auf die Differenzen zwischen Rom und der Orthodoxie in der Lehre vom Heiligen Geist hinwies, die sich besonders im Streit um die Einfügung des „filioque“ in das Glaubensbekenntnis manifestierten. Der Papst drückte gleichzeitig die Hoffnung aus, daß der offizielle katholisch-orthodoxe Dialog in dieser wie in den anderen noch nicht geklärten Fragen hilfreich sein und damit die Voraussetzung für die gemeinsame Feier der Eucharistie schaffen

könne. Von etlichen, gerade auch orthodoxen Beobachtern wurde im übrigen mit Interesse die Tatsache vermerkt, daß Johannes Paul II. in seinem Schreiben vom 25. März das Nizäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis ohne den „filioque“-Zusatz anführte.

Der Papst konnte, wenn auch wenige Tage zuvor aus der Klinik in den Vatikan zurückgekehrt, nicht an den Jubiläumsfeierlichkeiten teilnehmen, zu denen etwa 300 Bischöfe nach Rom gekommen waren. In seiner während der Messe im Petersdom am Pfingstsonntag vom Band abgespielten Predigt rief er die Kirche dazu auf, sich auch weiterhin dem Heiligen Geist anzuvertrauen und sich in keiner Weise von ihm zu trennen. Es gelte, im Licht des vom Konzil von Konstantinopel feierlich bekannten Glaubens die Lehre des Zweiten Vatikanums zu erneuern, das in so überzeugender Weise das Werk des Heiligen Geistes in der Sendung der Kirche herausgestellt habe.

Einen besonderen, für manche Gäste aus der Ökumene wohl eher befremdlichen Akzent erhielten die Pfingstfeiern in Rom dadurch, daß Johannes Paul II. mit der 1600-Jahr-Feier des Konzils von Konstantinopel die Erinnerung an das *Konzil von Ephesus* verknüpfte, das vor 1550 Jahren mit der Entscheidung für die Bezeichnung Marias als Gottesgebärerin eine wichtige Etappe im theologischen Streit um